

125

# SATTELET

des

## Siebenbürger Wochenblattes.

N<sup>o</sup> 40.

Kronstadt, den 18. Mai.

1845.

### Kirchliche Zustände in der Walachei und Moldau.

Das Siebenbürger Wochenblatt enthält in Nro. 25 und 26 d. J. einen Artikel unter dieser Aufschrift, welcher, da er einen Gegenstand betrifft, der jeden denkenden Menschen interessirt, nämlich die Religion, dem Leser im wahren Lichte dargestellt werden muß, und so wie wir alles Gesagte nur aus authentischen Quellen schöpfen, sind wir stets bereit auch Alles nöthigenfalls zu beweisen. Der wie es scheint schlecht unterrichtete Correspondent der Bukurester deutschen Zeitung schreibt, daß, trotz der in der Moldau herrschenden Religionsfreiheit aller Confessionen, die Kinder aus gemischter Ehe unbedingt der orientalischen Kirche angehören müssen. In Nichts fällt diese Behauptung zusammen, wenn man das Land, seine Gebräuche und den unwiderrüflich aufgestellten Grundsatz kennt, daß unter keinem Namen eine gemischte Ehe zwischen zwei Personen, von denen die eine zur griechischen, die andere aber zu einem andern christlichen Glauben sich bekennen, stattfinden kann; denn für den Fall, daß ein Interesse oder irgend ein anderer Umstand zwei Personen von derlei verschiedenen Glaubensbekenntnissen aneinander knüpft, und sie sich entschließen in eheliche Verbindung zu treten, wird der nicht-griechische Theil erst durch die Taufe per immersionem der griechischen Kirche einverleibt, und nur dann erst werden diese Personen zur Trauung vorgelassen, demnach die Kinder aus dieser Ehe nicht mehr aus einer gemischten, sondern aus rein-griechischen Eltern ganz natürlich der griechischen Kirche angehören müssen. — Nicht minder ungegründet ist die im offenbaren Widerspruch mit der Wahrheit liegende Darstellung der Verhältnisse der evangelischen Christen, und wir geben hier die wörtliche Abschrift einer diesfälligen schriftlichen Erklärung, deren vollkommen kompetenter Verfasser über bestehende Thatsachen eine Unwahrheit zu schreiben nicht fähig ist.

Es muß den hiesigen evangelischen Christen wie ein Scherz erscheinen, wenn sie in der Bukurester deutschen Zeitung lesen, daß sie in Jassy eine massive Kirche nebst Pfarrhaus und ein nicht unbedeutendes Grundstück besitzen; während doch ihre kleine, allerdings mit Steinen gemauerte und mit Schindeln gedeckte, kaum 100 Personen, den 7. Theil der Gemeinde, fassende

Kirche, die eigentlich bloß eine Kapelle über dem Grabe des General Stätter ist, wegen ihrer Entfernung von der Stadt, nur von wenigen und äußerst selten besucht werden kann, während das so bedeutend sein sollende Grundstück wohl jährlich kaum 20 Ducaten einträgt, und das Pfarrhaus, das noch vor wenigen Jahren einer Räuberhöhle gleich, jetzt in ein bewohnbares Häuschen verwandelt ist, worin sich zwei sehr bescheidene und zwei ganz kleine Zimmerchen befinden. Um so auffällender mußte hier gedachte Nachricht klingen, da sich der Pastor dieser Gemeinde bereits seit 7 Jahren bemüht dem dringenden Bedürfniß seiner Gemeinde nach einer Kirche in unserer Stadt, durch Collecten unter den evangelischen Christen in Europa abzuwehfen, wozu er aber die erforderliche Summe noch nicht ganz auffinden konnte. Was endlich die Andeutung in jenem Blatte von gegenseitigen Verfehrungen der hiesigen katholischen und evangelischen Christen betrifft; so ist uns dies etwas ganz Neues, und wir wissen nicht, über was wir uns mehr wundern sollen oder würden, über einen wirklichen derartigen Beweis, oder darüber, eine solche rein aus der Luft gegriffene Angabe in einem öffentlichen Blatte zu finden.

Ob daher der erwähnte General Stätter oder Bauer hieß? ob es eine Kirche oder Kapelle sei? ist dem wahrheitsliebenden Einsender jener Notizen gleichviel, denn es besteht ja — eine licentia poetica.

Viele Jahre bevor noch die Moldau das königl. preussische Generalconsulat in Jassy als Schutzbehörde der evangelischen Kirche aus den Zeitungen kennen lernte, bestand ein Friedhof für Fremde in Botoschan, wo in Eintracht Christen beider Confessionen modern, und es ist durchaus unrichtig, daß im Jahr 1843 der Fürst auf eine Kollektionnote des preussischen Generalconsuls Herrn Neige baur und der respektiven Organe von England, Frankreich und Oesterreich ein Grundstück zum Friedhofe für Fremde verliehen habe. Einsender des besprechenden Artikels gibt auch hier mit seiner Unwissenheit hinsichtlich der Stellung der respektiven Organe der hohen Mächte in der Moldau eine arge Blöße, denn er sollte doch wissen, daß weder der Agent Sr. k. k. apost. Majestät als Beschützer der katholischen Mission in der Moldau, noch die übrigen fremden Consulen einer andern Regide als der ihrer eigenen Stellung bedurften, um einen so geringfügigen Gegenstand zu ordnen. Das Wahre an der Sache ist,

daß im Jahre 1843 noch vor der Ankunft des Herrn Reigebaur in Jassy durch die bloße Verwendung des k. k. österr. Agenziestarkosten und eines Inwohners und Apothekenbesizers in Wottoschan der Gegenstand mit der dortigen Eforie (Magistrat) durch Vergrößerung des Friedhofes für Fremde ohne allen Anstand seinem Ende zugeführt wurde.

Wie soll man endlich die Angabe nennen, daß der in Fokschan verstorbene evangelische Arzt Jeschke eine Summe Geldes zum Ankauf des Grundes zu einem Friedhofe bestimmte, weil die griechische und katholische Geistlichkeit einen Begräbnißplatz für entheilig halten, wenn ein keiserlicher Leichnam darauf begraben wird? Dr. Jeschke lebte und starb als Katholik, dies beweisen all seine in Bukarest ansässigen lebenden katholischen Verwandten. Wenn demnach der Verfasser jenes Artikels die in der Moldau befindliche aus nur 23 Individuen für ungefähr 50,000 katholische Christen bestehende Geistlichkeit eines Verbrechens gegen den herrschenden Zeitgeist grundlos beschuldigt, ist er vielmehr zu bedauern, daß er als ein unwissender und zugleich böswilliger Libellist auftritt, und für Intoleranz und in Glaubenssachen die Lanze brechen will.

Indem wir Sie bitten, diesen Aufsatz in Ihr Blatt aufzunehmen, können Sie überzeugt sein, daß wir hier in der Moldau im Gefühle unserer Glaubensfreiheit weit ruhiger und glücklicher leben, als so viele, welche aus Eucht sich bemerkbar zu machen beunruhigen und gefährliche Neuerungsprojekte ausbrüten. Daß wir auch wirklich tolerant sind, beweist dieser Aufsatz, welcher treu der Wahrheit und ohne schriftstellerischen Eigendünkel, von einem Katholiken und einem Protestanten aus Ueberzeugung und im besten Einverständnisse gemeinschaftlich verfaßt wurde.

### Bemerkungen eines Reisenden auf der Mediascher Poststraße.

»Der Straßenstand deutet Volk und Land!« steht als Inschrift an einem Feldschankhause in der Landstraße von Mediasch gegen Karlsburg. — Ob der Verfasser dieser Inschrift dazumal den Unterschied zwischen den auf dem Sachsenboden und den auf dem angrenzenden Comitatsboden befindlichen, gewöhnlich auch verwahrlosten, Straßen habe hervorheben wollen — oder ob er seine Landsleute auf den schlechten Zustand der eigenen Straßen habe aufmerksam machen wollen? möge dahingestellt bleiben. Soviel aber ist gewiß: daß gegenwärtig der Straßenstand im Mediascher Struble, in den Post- und Commerzialstraßen, besonders aber in der Stadt und in den Vorstädten äußerst schlecht ist. Ein trauriges Ereigniß führte mich am 2. d. M. nach Mediasch. Von Stolzenburg bis zum Veszöder

Wirthshause ist keine Kunststraße angelegt — also der schlechte Fahrweg zu entschuldigen. Von hieraus aber bis Mediasch fast ununterbrochene Kunststraße. Der Reisende hofft daher einen fahrbaren Weg zu finden — aber täuscht sich gewaltig. Die Mark-Scheller Poststraße gegen Veszöd ist fast nur mit Büffelochsen zu befahren, und nur in der Mediascher Vorstadt und Stadt ist der Weg noch schlechter wie dort. — Ich sah einen Leichenzug mit an. — In der Stadt mußten sich die Leidtragenden aus dem Fußsteige einen Karren mit rohen Häuten, die ein Gärber aus etlichen großen auf dem Bache stehenden Wöttichen ungenirt herausgeworfen hatte, wegräumen, und außerhalb dem Stadthore blieb ein mit zwei starken Pferden bespannter leerer Wagen, der dem Leichenzuge folgte, im Kothe stecken! — Es wäre sehr zu wünschen, daß Straßenbaucommissäre, welche ihrer Dienstespflicht so wenig nachkommen, von ihren Vorgesetzten zur bessern Erfüllung derselben ernstlich angehalten würden, denn sonst könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß in dieser Hinsicht in Mediasch gar keine Amtsverwaltung stattfindet.

### Correspondenzen.

Karlsburg, 9. Mai 1845.

Gestern — 8. Mai — haben wir den Planet — Mercur — vor der Sonnenscheibe ganz richtig nach Angabe der Astronomen vorübergehn gesehen, mit den herrlichen Fernröhren, an denen es auf der Sternwarte hier nicht fehlt. — Ob es noch Menschen geben könnte, welche ihre tiefste Bewunderung und Achtung der Astronomie nicht weihen sollten?

(Aus Belgrad.) Das Wochenblatt No. 18 und dessen Beilage No. 21 bringen einen Artikel, der die in diesen Blättern erschienenen »Mittheilungen über den Fürsten Milosch« als unwahr darzustellen beabsichtigt. In der That hat der Verfasser desselben die Thatfachen mit vieler Kunst in ein eigenthümliches seinen Absichten entsprechendes Licht zu stellen, und so geschickt Wahrheit mit Lüge zu mischen gewußt, daß der mit Serbiens neuer Geschichte nur oberflächlich Bekannte sich leicht wenigstens zum Mißtrauen gegen die betreffenden »Mittheilungen« geneigt fühlen dürfte. — Jedem ehrlichen Manne muß etwas daran gelegen sein, seine Behauptungen gegen die Verunglimpfung von Lützern und Parteigängern zu vertreten; dies zur Entschuldigung, daß der Verfasser der »Mittheilungen« Folgendes auf den erwähnten Artikel im Wochenbl. Nr. 18 und dessen Beil. Nr. 21 erwidert.

Lützern mochte der Einsender doch nicht, daß Karagiorge den Kampf der Freiheit begonnen; diese Thatfache steht so fest, als daß es Jemand wagen könnte, daran zu rütteln. Um dem Helden jedoch einen Theil des gebührenden Ruhmes ab-

125

zusprechen, läßt er neben ihm Milosch's Halbbruder Milan auf dem Kampfplatz erscheinen, den er an Tapferkeit dem Karagiorgie gleich, an Einsicht über ihn setzt. — Milan hat zwar unter, nicht neben Karagiorgie Theil genommen am Freiheitskampf. Wenn derselbe aber wirklich ebenso tapfer und viel einsichtsvoller war als dieser, wie kommt's doch, daß so Wenige auch nur seinen Namen kennen, während doch Karagiorgie's Namen und Thaten allgemein in Volksliedern gepriesen werden? — Wahr ist's, Milan starb unverhofft in Bukurest. Die Art, wie der betreffende Artikel Milan's Tod erwähnt, könnte leicht allerlei Verdacht erwecken; diesem vorzubeugen, bemerken wir, daß es thatsächlich erwiesen ist, daß Milan an einer ansteckenden Krankheit starb. Ferner weiß man sehr wohl, daß es nicht erst Milan's Abtreten bedurfte, damit Karagiorgie die »ganze Macht« sich zueigne; er besaß sie schon, und hat sie nie mit Milan, der doch nur eine untergeordnete Rolle spielte, getheilt.

Karagiorgie's Flucht war nicht Verrath; die Lage der Dinge gebot sie mit Nothwendigkeit, sie war nicht jahrelang früher vorbereitet, wie jene des Fürsten Milosch; dieser hatte sich darauf jahrelang vorbereitet und sich in dieser Absicht große Summen im Auslande gesichert. Karagiorgie nahm nichts mit. — An den Gräueln, die nach Karagiorgie's Flucht verübt wurden, hatte, wie die Geschichte bereits erwiesen hat, Milosch seinen Theil; er buhlte durch seine Grausamkeiten um die Gunst der türkischen Hauptlinge. Die Wahl desselben zum Oberhaupte sollte und mußte ihn — das war die Absicht und der Plan derjenigen, die vor Milosch gewählt, diese Würde ablehnten — dem Einverständnis mit den Feinden entgegen. Die Erbitterung seiner frühern Bundesgenossen, der Türken, war die Ursache der Grausamkeit, mit welcher diese Milosch's Bruder, Sp h r e m, in der Gefangenschaft behandelten. Wohl nannten ihn gutbezahlte Tagelöhner und Flugschriften den Retter seines Volkes; wie es sich aber mit der Uebergangung des Volks und dessen Sympathien für Milosch und seine Familie verhalte, zeigt sich, meinen wir, zur Genüge darin, daß während das Volk Lob und sein Verdienst in hundert Liedern mit Begeisterung preiset, kaum zwei Gesänge existiren, die Milosch's und seines Geschlechts erwähnen. Denn man fühlt noch die Nachwehen des Druckes, unter dem Milosch's schwere Hand das Volk niederhielt; man hat noch seine Despotenherrschaft nicht vergessen, die jedem, der nicht zu seinem Hause gehörte, den Bau größerer Häuser, den Gebrauch von Kutschen, das Tragen goldbetrefter Kleider, ja sogar eines Paraplue's und Stock's zum Verbrechen machte. Das sind nicht leere Erdichtungen, es ist reine ungeschminkte Wahrheit. Man lese doch nur jenen im serbischen Courier 1845 Nr. 9 abgedruckten Brief Wul Stephanovits's an den Fürsten Milosch vom Jahre 1833, man höre Ciprian Robert und Richter, für dessen Unparteilichkeit das wohl sehr sprechen dürfte, daß er durch die Constitution seiner Stelle als Ingenieur in Serbien verlustig wurde. — Ja sogar der Gewährsmann unsers Gegners Simeon Milutinovits spricht sich in dieser Beziehung nicht eben vortheilhaft über Milosch aus, obwohl seine Geschichte noch unter Milosch's Regierung in Leipzig erschien.

Am Karagiorgie's Größe zu verdunkeln, erwähnt der Cor-

respondent in spottender Weise, nebst Mehrem, daß derselbe seinen Stiefvater und seinen Bruder umgebracht habe. — Wohl werfen diese Thatfachen einen Schatten auf Karagiorgie, doch lassen sie sich durch die Besinnung, aus der sie hervorgingen, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen. Er erschoss seinen Stiefvater, weil dieser auf Verrath sann, er ließ seinen Bruder hängen, nachdem derselbe wegen Schändung eines Mädchens gerichtlich verurtheilt worden war. Er war grausam, wie Junius Brutus aus Ingrim über Verrath und verletztes Recht.

Milosch hingegen wollte einen kleinen Nero spielen, als er 1833 einen großen Theil von Belgrad in Asche legen ließ, und sich das ganze Grundeigenthum, der also um ihre Habe Gebrachten zueignete. Diese Thatfache wird der Correspondent vielleicht auch läugnen, wie alle offenkundigen Schandthaten Milosch's, sie aber ebenso wenig wie diese widerlegen können. (Schluß folgt.)

#### Allerlei Neuigkeiten.

Auf einem großen bei Riddagshausen unfern Braunschweig befindlichen Teiche hatte man seit einiger Zeit mehre Schwäne unbekannter Art wahrgenommen. Dem als Naturforscher rühmlich bekannten Professor Blasius in Braunschweig gelang es, einen davon zu erlegen; zu seinem größten Erstaunen erkannte er in demselben ein Exemplar des kleineren Singchwans (*cygnus minor*). Bisher ist noch kein Fall bekannt geworden, daß dieser nur dem höchsten Norden Sibiriens und Islands angehörige Vogel jemals in Deutschland gesehen worden, und selbst in den bedeutenderen naturhistorischen Sammlungen Deutschlands dürfte man selten dieses fast noch unbekannt und niemals lebend beobachtete Thier finden. Weniger merkwürdig, wenn auch zu den Seltenheiten gehörend, ist es, daß vor Kurzem in der Gegend von Peine eine, ebenfalls nur nördlich an den Meeresküsten lebende Silber-Möve (*Larus argentatus*) geschossen wurde. Die Strenge des Winters scheint insbesondere viele Vögel aus der nördlichen Heimat nach Süden getrieben zu haben.

In England hat man ein neues, für die Landwirthschaft sehr nützlichcs Thier eingeführt. Es ist dieses das Alpaca, eine Art von Lama, welches wegen der leichten Weise der Acclimatisation in unsern Climates, durch sein Fleisch und seine Wolle der Landwirthschaft die größten Vortheile verspricht. Der Prinz Albert und andere hohe Personen beschäftigen sich jetzt in England sehr mit der Zucht dieses Thieres. Es scheint für das englische und französische Clima ganz geeignet zu sein.

Dr. Arago hat der Pariser Akademie einen noch nicht sechszehnjährigen Knaben vorgestellt, welcher außerordentliche Fähigkeiten zum Kopfrechnen zeigt, und Probleme, wozu Mathe-

125

matiker die Logarithmen brauchen, mit größter Leichtigkeit auswendig löst. Die Akademie hat eine Commission ernannt, um die ungewöhnliche Naturgabe des Kindes zum Vortheile der Wissenschaft zu untersuchen und zu leiten; man wünscht namentlich seinem Rechnungsverfahren, das vielleicht auf ganz neue Methoden führen kann, auf die Spur zu kommen. Der Vater des Knaben, Hr. Prolongeau aus Blaye, hat sich verpflichtet, seine Fähigkeiten nicht zu Geldspeculationen auszubenten.

Kapellmeister Spohr hat die ehrenvolle Einladung erhalten, die Direction eines großen Musikfestes zu übernehmen, zu dem sich in diesem Sommer die Tonkünstler in den vereinigten Staaten zu Neu-York vereinigen werden. Neben völlig kostenfreier Reise wird ihm ein ansehnliches Honorar angeboten. Da Spohr eine in Neu-York wohnende verheirathete Tochter hat, so war er nicht abgeneigt, der Einladung zu entsprechen, konnte aber den zu einer so weiten Reise erforderlichen Urlaub vom casseler Hoftheater nicht erlangen.

Kürzlich wurde in England eine elektro-telegraphische Schwachpartie gespielt. Dieser folgt jetzt eine solche Whistpartie. Ein Spieler wird in London, sein Mitspieler in Southampton, ihre Gegner werden in Gosport und Basingstoke placirt sein. Jedenfalls kann dabei keiner dem andern in die Karten schauen.

Vor einigen Tagen wurde in Paris eine schöne Jüdin gekauft, deren Lebenslauf so merkwürdig ist, daß er wohl erzählt zu werden verdient. Rebekka, so hieß das reizende Mädchen, ist das Kind sehr armer jüdischer Aeltern und mußte seit ihrer frühesten Kindheit in den Straßen, auf den öffentlichen Promenaden und vor den Kaffeehäusern singen. Eines Tages nun fuhr eine glänzende Equipage rasch um eine Straßenecke; die kleine Sängerin stand da, konnte nicht schnell genug bei Seite treten und kam unter die Füße der Pferde. Der Wagen hielt natürlich sogleich an, und die darin sitzende Dame, die Gräfin M., stieg aus. Das Kind, das zum Glück nur leicht verletzt war, wurde aufgehoben, in den Wagen gelegt und mit in den Palast der Dame genommen, wo man ihm jede Pflege angedeihen ließ. Das interessante Gesicht, die Sanfmuth und Anmuth der kleinen Straßensängerin gewannen das Herz der Gräfin. Rebekka hatte ihre Mutter nicht gekannt; ihr Vater, ein armer Teufel, war ein herumziehender Musikant und hatte an dem Tage, als das Unglück geschehen, wegen Krankheit seine Tochter nicht begleiten können. Man ließ ihn in den Palast kommen, und die Gräfin sagte zu ihm: »ich bin reich und habe keine Kinder; wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen wollen, übernehme ich ihre Erziehung und werde für ihre Zukunft sorgen, auch für die Gefälligkeit, die Sie mir dadurch erweisen, erkenntlich sein.« Der Jude nahm das Anerbieten an, und Rebekka blieb bei ihrer Stömmern, welche das Kind von Tage zu Tage lieber gewann.

Sie erhielt die glänzendste Erziehung, ihre Schönheit entwickelte sich mit ihren Talenten und nach einigen Jahren war die ehemalige kleine Straßensängerin eine reizende junge Dame geworden. Ehe die Gräfin sie in die Welt einführte, wünschte sie, daß Rebekka ihrem Glauben entsage. Sie erhielt auch wirklich Religionsunterricht und alles war zur Taufe bereit, als sich ein unübersteigliches Hinderniß erhob. Der Vater Rebekka's hatte sich durch die Wohlthaten der Gräfin in den Stand gesetzt gesehen, sein früheres armseliges Gewerbe aufzugeben, war Gemäldehändler geworden und hatte sich dabei ein nicht ganz unansehnliches Vermögen erworben. Er besuchte von Zeit zu Zeit seine Tochter, aber immer nur auf kurze Zeit; auch sprach er dabei nur von gleichgiltigen Dingen, bis er eines Tages zu Rebekka sagte: »Du mußt das Haus verlassen und zu mir kommen; ich nehme Dich mit.« Die Gräfin und Rebekka widersetzten sich vergebens, der alte Jude blieb unerbittlich. »Ich will nicht, daß meine Tochter dem Glauben unserer Väter untreu werde, und würde nicht ruhig werden, wenn ich sie nicht bei mir hätte.« Bitten und Versprechungen wirkten nichts, Rebekka mußte nachgeben. Sie verließ das glänzende Haus, in welchem sie so lange gelebt hatte und bezog die bescheidene Wohnung ihres Vaters. Dieser wollte sie auch zwingen, einen Mann, anzunehmen, den er für sie ausgesucht hatte und vielleicht hätte sie auch hierin nachgeben müssen, wenn nicht zum Glück der alte Mann gestorben wäre. Da kehrte Rebekka zu ihrer Beschützerin zurück, die untröstlich über den Verlust ihres Lieblings gewesen war; vor einigen Tagen erfolgte die Taufe der Jüdin, die nun Helene heißt, und bald darauf ihre Vermählung mit dem Herzoge von . . . dem sie eine Million als Mitgift zubringt, welche nach dem Tode der Gräfin verdreifacht werden wird.

In Volk, den neuen Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, ließ ein Gentleman folgende, mit einer Menge unbekannter Namen unterzeichnete Bittschrift gelangen: »Veehrter Herr! Seit meiner Geburt, also über vierzig Jahre, bin ich Demokrat gewesen. Bei der letzten Campagne habe ich mein Möglichstes gethan, um Ihre Wahl durchzusetzen. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, wie ein Pferd. Meine Freunde sind demnach der Meinung, daß mir ein Zeichen der Anerkennung werden müsse, und es würde mir zu großem Vergnügen gereichen, wenn Sie mich zu der Stelle des bevollmächtigten Ministers in Rußland berufen wollten!« Volk wird sich die Sache überlegen.

Einer der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen Berlins, Herr Griebler, welcher gegenwärtig sich in Hermannstadt befindet, wird, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, auf seiner Durchreise nach Bukarest in dieser Woche hier eintreffen und einige Concerte veranstalten. Die angerühmte eminente Virtuosität des Künstlers verspricht den Freunden der Tonkunst einen seltenen Kunstgenuß.

gered  
seine  
eröff  
und  
unfer  
er se  
tra f  
Sie  
Ihren  
sen S  
ter a  
wenn  
richte  
jedes  
weiß  
chen  
daß  
Woh  
Achtu  
ren n  
haben  
chen  
milite  
Fami  
gerlic  
det.  
der g  
der b  
finden  
staate  
im K

\*)  
of  
ru  
S  
na  
Z  
tr  
u  
u  
fi  
te  
ch